

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 270. Bromberg, den 22. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

16. Fortsetzung.

„Das Abendessen wartet, Fräulein Petra."

Er seufzte und ging hinein.

Petra sah Marjas flackernde Augen und bebende Hand.

„Bist bange vorm Nachhausegehen, Marja?"

Marja nickte.

Ohne ein Wort verschwand Petra im Vorzimmer. Sie kam mit Jacke und Pelzmütze zurück.

„Denn komm man", sagte sie kurz.

Einen Augenblick darauf standen sie beide draußen im Schnee.

Das Schneetreiben hatte nachgelassen, es fielen nur noch trockene kurze Körner, und es war kälter geworden. Sie konnten ein kurzes Wegstückchen vor sich sehen. Aber alles war weiß.

Petra steckte ihren Arm unter Marjas Schal und zog sie mit sich, so rasch sie konnte. Es war bei gutem Wetter eine gute halbe Stunde bis zur Lastube. Und heute ging's schwer. An manchen Stellen war der Schnee ganz weggeweht, da war der Weg rein und gangbar; an andern Stellen aber türmte er sich auf und legte sich querüber, daß sie bis an die Knie versanken. Aber so einigermaßen ging es doch, bis sie an den Wald kamen, wo sie durch mußten, um nicht den Umweg auf der Landstraße zu machen. Als sie zwischen die Bäume gekommen waren und durchstapften, machte Marja halt und horchte nach dem Pfarrhause zurück. Petra hörte auch das Rufen ganz schwach, aber sie dachte gar nicht daran, zu antworten. Vater wäre sofort mit Marja gegangen. Wenn der andere nicht wollte, dann mußte sie eben mit. Das war doch klar. Das mußten sie doch einsehen.

Den Fußweg zu erkennen war unmöglich, aber Marja war den Weg seit zwanzig Jahren gegangen, sie kannte jeden Baum und fühlte, wo sie treten mußte. Sie watete mit langen Schritten voran und Petra sprang hinterher in ihre Fußstapfen. Kamen sie einem Baum zu nahe, dann kriegten sie eine Schneedusche, die ihnen fast den Atem raubte. Sie gingen tapfer drauf los und sprachen nicht, bis sie durch den Wald und wieder auf der Landstraße waren. Da fing Marja Ols von selber zu reden an, ohne daß sie gefragt oder bedroht war.

„Wenn sie Ola ins Loch sperren, dann wird in Leben nix aus ihn", flüsterte sie reuig und bang.

„Wird schon werden", tröstete Petra.

Es schneite nicht mehr und eine Andeutung von Helligkeit war da, wo der Mond stehen sollte.

Petra nahm wieder Marjas Arm, um sie vorwärts zu bringen, denn Marjas Schritte wurden schwerer und langsamer, je mehr sie sich der Lastube näherten. Ihr Grauen vor den Folgen dessen, was sie getan hatte, war jetzt weit ärger als die Angst, das Geld zu behalten.

Jetzt nur noch eine Biegung um niederes Gestrüpp und sie sahen den Lichtschein aus dem Fenster der Lastube in einem scharfen Viereck auf den Schnee fallen.

Marja machte jäh halt.

„Ich trau mir nich", flüsterte sie.

Petra hörte ihr eigenes Herz heftig hämmern, aber kehrt zu machen, kam ihr nicht in den Sinn.

Sie zog Marja mit sich und öffnete die Tür ohne ein Wort. Sie fielen direkt in die Stube.

Nur zwei von den Olsjungs waren zu Hause; sie saßen auf dem Bettrand und spielten Karten, sie sahen auf, aber rührten sich nicht, wie die zwei hereinkamen.

„Tag, Olsjungs", sagte Petra munter und lachte ihnen zu. Sie grienten zurück. Per und Mattis. Sie waren dran gewöhnt, kollektiv angeredet zu werden. Und Petra kannten sie.

„Wo ist Ola hin?" fragte Petra.

Ola war der älteste, zwei Jahre älter als Per.

„Beim Schuar."

Der Krämer Schuaren wohnte im Nachbardorf.

Marja sah verstohlen von dem einen Gesicht auf das andere. Wagte nicht zu fragen.

Mattis und Per waren fertig mit dem Spiel. Sie legten das fettige graue Kartenspiel auf den Tisch unter die Hängelampe mit dem Blechschirm, spuckten und glotzten zu Petra hinüber. Per zog ein Priemchen hervor, biß ab und steckte den Rest in die Tasche und spuckte überflüssig lange und oft.

Marja war in der Küche geblieben, sie hörten sie dürres Holz brechen und Feuer unterm Kaffeekessel machen. Der alte, beulige Kaffeekessel war der einzige in der Lastube, den Marja als vertrauten Freund betrachtete.

„Din Vadder is nu dot."

Mattis öffnete einen dicken roten Mund mit gelben Zähnen und zeigte, daß er von den Olsjungs derjenige war, der Lebensart besaß.

„Ja", sagte Petra.

„Mußt woll wedder dienen?" fragte Per, um doch auch was zu sagen.

„Wo kommst du denn so spät her?"

Das war wieder Mattis.

Petra antwortete nach der Reihe; ja, sie wolle nach der Stadt zurück. Bloß noch ein paar Tage bei Pastors bleiben. „Ich kam hier vor, weil ich dachte, einer von euch könnte mich nach Haus kutschen. Dann geht's fixer", sagte sie zu Mattis.

Marja schlüpfte herein, kramte Tassen aus dem Schrank und Zucker und Erbsenbrot, ging ab und zu an den einstmals rotgemalten Klapptisch und setzte vor.

„Hat Ola gesagt, ob er heut abend nach Haus kommt?" fragte sie ängstlich.

„Der war nett fühnsch, daß du nich zu Haus warst vorhin", sagte Mattis. „Er schüttelte immerfort an die Betten und sagte, du wärst ein Diebsgelichter. Hättest gestohlen, sagte er."

„Kann ich bei euch zu Abend essen, Marja? Dann warte ich, bis Ola kommt und dann hutscht ihr mich alle drei nach Haus. Hahaha", sagte Petra.

Es war gar nichts zum Lachen dabei, aber sie hatte ein Gefühl, als ob ihr das Mut machte.

Mit zischendem Gebrodel kochte der Kaffeetopf über. Marja schlüpfte hinaus und kam zurück mit dem Kessel, den sie auf den Tisch setzte, schief auf einen Holzscheit zum Klären.

Sie setzten sich an den Tisch. Marja schenkte die Tassen voll, Petra kriegte die feinste mit Rosen und „Zum Geburtstag" drauf.

Aber bei der letzten Tasse schenkte Marja vorbei, denn an der Tür gab es einen mächtigen Bums. Sie sprang auf und herein taumelte Ola.

Er war feuerrot im Gesicht und die Augen waren blank, die Arme schlenkerten und die Beine versagten.

Er wollte in drei Deibels Namen —

Als er Petra sah, hielt er inne. Marja glitt hinter Petra.

„Wo bist du hingewesen? Was hast du in mein Bett rumgewühlt?" Er war drohend auf Marja zugegangen, und die packte Petras Stuhllehne.

„Marja war aus", sagte Petra.

„Wer war hier?" fragte Ola wieder mit dicker Stimme. „Vadder is woll noch nich wieder da?"

Petra machte plötzlich einen Hops auf ihrem Stuhl. Sie hatte eine Idee.

„Du, hör' mal, Ola. Willst du mich mit Mattis und Per zusammen nach Hause hutschen?" fragte sie. „Ich hab' vorhin wen von hier rauskommen sehen, als ich Marja getroffen hatte auf dem Wege." Sie log tapfer. Sie brauchte Marjas eigene Methode, um Marja zu retten.

„Was wolltest denn du hier, wo keiner im Hause war?" Ola stand dicht hinter ihr und drohte mit der Stimme.

Petra stand gerade vor ihm und sah ihm ruhig in die Augen. „Ich dachte, es wär' einer von euch", sie suchte ein wenig nach Worten, „aber denk' mal, es war der Polizeidiener, ja", kam es rasch.

Olas Gesicht wurde grau. Die Augen wurden nüchtern.

„Der? War der hier?" kam es stockend und atemlos.

Er fragte die Mutter. Die sah nicht auf.

„Marja war aus. Bloß ich hab' ihn gesehen", antwortete Petra schnell. Sie setzte sich wieder und fing an zu essen.

Mattis und Pers Augen sahen sie furchtsam an.

„Ich muß nu bald weg. Bringst du mich nach Haus, Ola?"

Er saß ganz still. Die Brüder sahen verstohlen zu ihm hinüber. Es war schon mal passiert, daß Ola die Spendierhosen angehabt hatte. Und heute und gestern hatte er sie wieder an. Tabak hatten sie gekriegt und jeder 'ne halbe Mark. Sie hatten nicht gefragt und Ola hatte nichts erzählt. Aber das mit dem Schulzen war beunruhigend.

Marja setzte sich furchtsam dicht zu Petra und schlabberte ihren Kaffee, ohne die Augen zu heben. Mattis und Per tranken aus der Untertasse mit den Daumen im Kaffee.

Marja schob den Kaffeekessel zu Ola hin.

„Pfui Deibel, Kaffee." Er wollte was Besseres, ganz allein.

Er saß ein wenig. In seine Augen kam ein listiger Ausdruck.

Petra nach Haus bringen? Warum denn nich. Wer weiß, ob' ihm nicht einfiel, gleich mal bei Vater vorzugucken oben im Walde. Da hatte er schon lange an gedacht.

„Ja, das solltest du wirklich tun, Ola", sagte Petra. „Geh' zu deinem Vater rauf."

Er warf ihr einen raschen Seitenblick zu. Die wußte doch woll nix?

„Schön Dank auch für den Kaffee, Marja, und dann adjö", sagte Petra und stand auf. „Jetzt denkt er wenigstens nich, daß du es warst", flüsterte sie, als sie Marjas eiskalte, bebende Hand nahm.

„Na, denn holt man die Käsehutsche raus, Olsjungs. Dann fahren wir die Landstraße lang", sagte sie in äußerst lustigem Tone.

„Ich geh' allein mit", sagte Ola bestimmt.

„Auch gut", sagte Petra, aber so ganz sicher war die Stimme dabei nicht.

Sie stand draußen. Um den Mond herum war es noch heller geworden. In der Tür stand Marja, klein und schwarz, und hinter ihr Per und Mattis, groß und schwarz.

„Schön Dank auch" sagte Marja schnell und leise. Das konnte so vieles bedeuten.

Ola kam vom Holzstalle, wo die Käsehutsche an die Wand gelehnt stand. Der Schnee hatte sich dran festgeklumpt. Er bürstete sie ab und schwenkte vor Petra herum.

„Setz' dich man drauf", sagte er. Er war jetzt ganz nüchtern.

„Ja", sagte Petra, raffte ihre Röcke zusammen und setzte die Beine auf die Kufen. Ola nahm die Leine und fing an zu ziehen.

„Ich komm nicht zu Haus, heut abend", warf er achtlos hin, als die Tür zuging. Sie ging wieder ein wenig auf, wie für eine Frage, aber es kam nichts. Ganz leise ging sie wieder zu.

„Die Bahn is slecht", sagte Ola und zog sie durch den Wald. Er ging in den Fußstapfen von Marja und Petra. Der Schlitten sackte bisweilen tief ein, manchmal glitt er, aber dann wieder stand er ganz fest, so daß Ola das Seilende ganz kurz fassen und tüchtig zurücken mußte, dann stand das Vorderteil ganz in der Luft.

Er ging vornübergebeugt, das Schlittentau über die Achseln, es schnitt sich tief in die Friesjacke ein. Petra saß zusammengekauert und hielt sich mit beiden Händen fest. Keiner sagte was.

Plötzlich machte Ola halt — ein Verdacht stieg in ihm auf.

„Was hast du hier so spät vorgehabt?"

Es dauerte ein wenig, eh' die Antwort kam.

„Ich?" sagte Petra langsam, als suche sie nach Worten, „ich hab' mich heute verlobt. Und wenn man verlobt ist, guckemal, dann will man gern in die Einsamkeit gehen, und so. Das steht in allen Romanen", versicherte sie.

Olas große schwarze Augen sahen sie noch immer mißtrauisch an. Dann schien er sich zu beruhigen.

„Wird wohl so sein", sagte er und ging weiter. Er fragte nicht, mit wem, er kannte das Dorfgeschwätz. Auf der Landstraße rutschte es besser, sie schwatzten ein wenig über dies und das im Dorfe.

„Gehst du heut nacht nach deinem Vater?" fragte Petra. „Du willst doch nicht etwa heut abend noch losziehen?"

„I der Deixel, natürlich." Und wenn er die ganze Nacht und den ganzen Morgen gehen müßte. Vielleicht ging er auch noch weiter.

„Hast du denn Essen mit, Ola? Oder — Geld?"

Das letzte kam etwas ängstlich, als ob sie es sofort bereute. Er drehte sich brüsk nach ihr um.

„Geld? Wozu denn Geld?" Nee, Geld hatte er nicht. Als ob man nich mal 'ne Nacht durchgehen könnte ohne zu essen, wenn's nötig war.

„Da", sagte Petra. Sie zog ein kleines Portemonnaie heraus und wühlte zwei Fünfmarkscheine daraus hervor; den einen steckte sie ihm zu.

„Du kriegst bloß den einen. Ein büschen muß ich selber haben."

Ola stand da und hielt den Schein im Fausthandschuh.

„Nee, ich brauch' kein Geld", sagte er rasch und reichte ihn wieder zurück. Dann aber kam ein schlaues Blinken in seine Augen.

„Ich brauch' man doch welches", sagte er und stopfte den Schein in die Hosentasche.

„Dank auch."

Er streckte den Fausthandschuh hin und schüttelte Petras nasse, kalte Hand.

Dann gingen sie.

Den Hügel zum Pastorhaus hinauf ging es schwer. Mitten drin blieb Ola stehen.

„Hör' —"

Der helle Klang einer Schlittenglocke unten auf der Landstraße. Es kam näher.

Petra sprang mit einem Satz vom Schlitten auf.

„Der Pastorschlitten", sagte sie. „Gewiß ist jemand mir nachgefahren."

Ola drehte die Hutsche hastig um.

„Denn geh' ich lieber", sagte er rasch.

„Ja, das glaub' ich auch. Dank für die Begleitung. Glückliche Reise." Petra gab ihm die Hand.

„Wenn du zu deinem Vater gehst, grüß ihn." Sie stand ein wenig. „Guck mal, wenn du dahin gehst, denn is es leichter für Maria und — und alle, dich zu holen, wenn — sie was von dir wollen, nich?"

Ola fuhr zusammen, starrte sie an. Was zum Deubel meinte die Deern —?

Petra sah ihm in die Augen, ohne zu blinken.

„Vielleicht machst du lieber 'n büschen längere Reise, Ola. Ich meine bloß wegen Marja. Es wär' gut für sie, wenn sie mal 'n Weilchen — nicht für so gräßlich viele zu sorgen brauchte und so. Nich?" sagte Petra. „Hast du eigentlich schon mal deine Tante besucht, die in Schweden?"

Er sah sie scharf an.

„Kann schon sein", sagte er leise; er achtete nicht auf die Frage nach der Tante. „Schön Dank auch, adjüs."

Er schnappte nach Petras Hand und schüttelte sie gewaltig. Dann lief er mit langen Schritten um die Ecke, um den Waldpfad zu erreichen, eh' er den Schlitten traf. Er lief mit ungleichen springenden Schritten und der Schlitten schlenkerte hinterher.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Königssohn zum Bargeiger.

Von Hans Wieland, z. Zt. Budapest.

Oft liest man in den Tageszeitungen Nachrichten über das Elend russischer Emigranten. Von der Höhe der Macht und des Reichtums stieß ein widriges Schicksal sie hinab in den Abgrund der Enttäuschung. Ob verschuldet, niemand wird danach fragen. Ihre Laufbahn ist zu Ende.

Man hat über derlei Schicksale schon viel geschrieben. Viel Trauriges. Viel Tragisches. Man weiß, wie hart viele ehemals hochgestellte Persönlichkeiten kämpfen müssen, wie schwer sie unter der Last der Veränderung zu tragen haben. Aber trotzdem verlohnt es sich, noch einmal die große Liste der Verbannten einzusehen und einen Namen herauszugreifen, dessen Träger ehedem bekannt und einflußreich war. Es ist dies Prinz Abdul Kadir, der Lieblingssohn des Sultans Abdul Hamid.

Während eines Aufenthaltes in Budapest hatte ich Gelegenheit, mit ihm eine Plauderstunde zu verbringen. Eine große, schlanke Erscheinung mit imposanten Zügen, breitschultrig, ideal gewachsen, von Kopf bis zu Fuß eine Gestalt, die von königlicher Herkunft Zeugnis ablegt. Seine sonore Stimme, durch den orientalischen Akzent gehärtet, verleiht seinen Worten einen ungemein wohltuenden Klang. Er beginnt seine Erzählung mit Erinnerungen aus seiner Heimat. Mit viel Ehrerbietung plaudert er von seinem Vater, von Abdul Hamid, dem letzten Sultan der Osmanen. Als er auf dessen Entthronung zu sprechen kommt, werden seine dunklen Augen feucht, es dauert eine geraume Zeit, bis er seine Selbstbeherrschung wiedererlangt.

„Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß mein Vater einer der gebildetsten Herrscher seiner Zeit war, außerdem in jeder Beziehung gutmütig und selbstlos. Er gehörte wirklich zu den Regenten, die nur auf das Wohl ihres Volkes bedacht sind, deren Sinnen und Trachten der Allgemeinheit zugute kommt. Auch im Familienkreise übte er diese Tugenden. Er war stets bestrebt, die Zukunft seiner Söhne zu fördern. Jedem unter uns wurde die Gelegenheit geboten, sich auf Spezialgebieten heranzubilden. Mein jüngster Bruder betätigte sich auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, der andere erwies sich als ein tüchtiger Philologe, ich hingegen beschäftigte mich hauptsächlich mit Musik. Und dies mit um so größerer Genugtuung als mein Vater ein ausgezeichneter Kenner der Musik war. Am Hofe des Sultans wurde die Musik über alles geliebt. Er war zu allen Zeiten den großen Tonkünstlern zugänglich. Ich erinnere mich, daß keine italienische Operngesellschaft, die in Konstantinopel gastierte, ohne Einladung zu Privatvorstellungen im Kaiserpalaste die Stadt wieder verlassen hat. Im Gegenteil, es bedeutete meinem Vater geradezu eine Notwendigkeit, im engeren Kreise die Schöpfung genialer Künstler zu bewundern. Unter diesen Voraussetzungen konnte ich mich dem Studium der Musik mit Leib und Seele hingeben. Wohl hätte ich nie daran gedacht, daß ich meine Fähigkeiten auf diesem Gebiete dereinst einmal beim Aufspielen von Tänzen erproben müßte, um mein Dasein zu fristen."

Auf meine Frage, wann und wie er den Entschluß gefaßt habe, in einer Bar in Budapest als Geiger aufzutreten, antwortete Prinz Kadir mir: „Das ist eine sonderbare Geschichte. Ich muß da etwas weit zurückgreifen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß ich nach der Entthronung meines Vaters mit meiner Gemahlin, der Prinzessin Medsidje, nach Ungarn kam. Damals verfügte ich noch über ein großes Vermögen; wir wohnten im ersten Hotel Budapests und führten ein wahrhaft verschwenderisches Leben. Niemand von uns ahnte, daß die neue Regierung die Auszahlung der Verkaufserlöse meiner kleinasiatischen Güter verweigern und mich mit einer kleinen Rente abfertigen würde. Denn sonst wäre alles anders gekommen. Aber nach dieser Erkenntnis mußten wir uns mit immer bescheideneren Hotels begnügen, unsere Geldmittel wurden dauernd geringer, und eines Tages, nachdem mich meine Frau verlassen hatte, weil sie sich an die Armut nicht gewöhnen wollte, sah ich mich gezwungen, in einem erbärmlichen Vorstadthause Zuflucht zu nehmen.

Von dieser Stunde an reifte in mir der Gedanke, nach einem Gelderwerb Umschau zu halten. Und zwar gleichgültig, welcher Art. Ich dachte über verschiedene Pläne nach. Allabendlich schlenderte ich durch die Straßen von Budapest und überlegte. Und eines Nachts, als ich vor einem Unterhaltungslokal stand und den Klängen der Tanzmusik lauschte, überkam mich die Sehnsucht nach meiner Geige. Da wußte ich, daß im Spiel meine Zukunft wartete. Kurz entschlossen trat ich in das Lokal ein und fragte nach dem Direktor. Die Unterhandlungen nahmen nicht lange Zeit in Anspruch. Eine halbe Stunde später war ich bereits als Bargeiger angestellt."

Die Unterredung war beendet. Der ehemalige Prinz Kadir verabschiedete sich und bestieg das Podium. Die Geige an sein Kinn gedrückt, führte er den Bogen über die Saiten, und eine schmeichelnde Tangomelodie zitterte über dem spiegelglatten Parkett. Die Paare drehten sich im Tanz, schmiegten sich eng aneinander, traumvergessen, glückliche Menschen des Augenblicks, gleich dem, der dort oben auf dem Podium stand, die Augen geschlossen und Töne hervorzaubernd, die ihm Trost spenden und ihm Kraft zu einem neuen Leben geben konnten — dem Lieblingssohn des letzten Sultans der Osmanen.

Im Land der schwarzen Schlangen.

Ein australisches Jagderlebnis von Joseph M. Velter.

Acht Tage waren es her, daß wir von Townsville aus westwärts ritten. Die Pferde suchten sich ihren Weg durch den lichten Busch. In Gruppen erhoben sich riesige Eukalyptusbäume, Gummibäume mit weißlichen Stämmen, von denen die Rinde in langen Fetzen herabhing. Daneben sproßten Grasbäume; buschige Flaschenbäume reihten sich an. An den Stämmen rankten dunkelrote Sarsaparillareben, und gelbe Orchideen leuchteten aus den Bäumen, in denen sie, wie bei uns die Misteln, ein üppiges Schmarotzerdasein führten.

Allmählich rückten die lichten Baumbestände zusammen, immer mehr mischten sich Farne dazwischen, auch das Unterholz wurde dichter. Wir hatten den Urwald erreicht. Noch lebendiger wurde der Busch an Vögeln. Kleine, bunte Rosellapapageien schwirrten durch die Zweige, Kingfischer lachten ihr menschlich klingendes Gelächter, und aus den Tälern, in denen Gullys (Wasseradern) sickerten, tönte das melodische Geläut der Glockenvögel.

In der Nähe eines solchen Gullys trafen wir zum ersten Male auf die Fährten von Wallabies, einer Känguruhart. Da wir ohnehin unseren Pferden und uns selbst nach dem beschwerlichen Ritt eine Ruhepause gönnen wollten, beschlossen wir, hier einige Tage zu rasten, unser Zelt aufzuschlagen und Jagdstreifen in die Umgebung zu unternehmen. Nicht die Lust am Jagen allein war es, die uns trieb, etwas anderes kam hinzu: Wir brauchten frisches Fleisch. Bald nach unserer Ankunft in Australien hatten wir zwar hören müssen, das Fleisch der Känguruhs sei ungenießbar, aber mein Gefährte Frank erinnerte sich auf das bestimmteste, im Brehm den Bericht eines Jägers gelesen zu haben, der sich als der „Alte Buschmann" bezeichnete. Und in diesem Bericht hieß es, das Fleisch der Känguruhs sei sehr wohl genießbar, es schmecke wie Kalbfleisch, und er selbst habe im Busch jahrelang davon gelebt.

So machten wir uns gegen Abend fertig und marschierten einer größeren Baumgruppe zu, wo wir uns auf den Anstand stellen wollten. Die Luft glühte; der Himmel war völlig wolkenlos. Über der dörrenden Fläche vor uns zitterte die Luft vor Hitze, so daß alle Umrisse zu tanzen schienen. Wir hatten die Pfeifen angezündet und qualmten zum Schutz gegen die unsäglich quälenden Fliegen wie die Schlote. Die ausgepafften Rauchwölkchen blieben eine Weile hinter uns stehen und lösten sich dann langsam in Nichts auf.

Eine Viertelstunde später war die Baumgruppe erreicht. In einigem Abstand lehnten wir uns gegen die Stämme der wohl dreißig Meter hohen Gummibäume, rauchten und hielten die Ebene scharf im Auge. Nach einer Weile hörte ich über mir ein schwaches Geräusch. Vorsichtig hob ich den Kopf. Über mir, hoch in der Krone des Baumes, kletterte etwas Dunkles, das ich zunächst nicht recht ansprechen konnte. Langsam bewegte es sich vorwärts, den äußeren Zweigen eines Astes zu.

Auch Frank war aufmerksam geworden. Er schien von seinem Standplatz aus besser zu sehen. Einige Male wandte er den Oberkörper suchend hin und her, dann hob er das Gewehr. Nach kurzem Zielen spie einer der Schrotläufe Feuer, und noch im Knall stürzte ein dunkler Körper durch die Zweige.

„Ein Koalabär!" Frank rief es begeistert und tat ein paar Schritte auf das Tier zu. Plötzlich aber stutzte er, riß das Gewehr erneut hoch und feuerte wenige Schritte hinter mir ins Gras. Dort, unweit der Stelle, wo der Koala niedergestürzt war, hatte eine schwarze Schlange gelegen. Ich fühlte, wie ich ein wenig bleich wurde.

Gleich darauf konnten wir feststellen, daß Franks Schuß der Schlange den Kopf zerschmettert hatte — ein übrigens ekelhaftes Bild. Die Schwarze zählt zu den heimtückischsten Giftschlangen Australiens. Besonders gefährlich wird sie dadurch, daß sie auch ungereizt den Menschen angreift, wenn er zwischen ihr und ihrem Schlupfloch vorüberzieht. Ihr Biß ist unbedingt tödlich; er wirkt nach etwa drei bis vier Stunden. Trotz des Giftes fressen — anders kann man wohl nicht gut sagen — die australischen Eingeborenen die schwarze Schlange mitsamt dem Kopfe, ebenso wie sie gelegentlich die ebenfalls giftige Tigerschlange verzehren.

Die Buschleute pflegen gegen Schlangenbisse ein Päckchen mit Pottasche bei sich zu tragen, ferner die scharfe Klinge eines Rasierapparates. Wird nun jemand in den Arm oder ins Bein gebissen, so wird das Glied zunächst oberhalb der Bißstelle fest abgebunden, dann mit Hilfe der Klinge ein tiefer Kreuzschnitt gemacht, der durch die wie Nadelstiche kleinen Bißwunden hindurch führt. In die Schnittwunden wird dann die Pottasche gestreut. Verschiedentlich erzählte man uns, daß damit die Gebissenen gerettet werden konnten. Meistens aber sind alle Bemühungen vergeblich.

Die von Frank erschossene Schlange maß nahezu zwei Meter. Wenige Schritte von ihr lag der Koala. Sein Anblick söhnte uns mit dem ausgestandenen Schrecken aus, um so mehr als es die erste Beute war, die wir in Australien überhaupt machten.

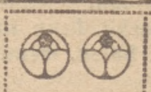
So gefährlich, wie sein Name es erscheinen läßt, ist der Koala aber nun keineswegs, sondern im Gegenteil ein außerordentlich drollig aussehendes, etwa 60 Zentimeter langes Tierchen, das mit dem Bären nur das Äußere gemein hat. Lang, weich und zottig ist sein Fell, auf der Oberseite rötlich-grau, auf der Unterseite heller gefärbt.

Einigermaßen vergnügt kehrten wir zum Lager zurück, stolz mit unserem ersten erlegten Beuteltier, das in unserem Jagd- und Schußbuch verzeichnet werden konnte und das überdies den Vorzug hatte, ein außerordentlich schmackhaftes, zartes Fleisch zu liefern.

Lustige Rundschau



* **Sicheres Zeichen.** Der Lindenbauer (einen Brief seines studierenden Sohnes lesend): „Herzgeliebter, einziger Vater . . ." — „Herrgottsakrament! Ist der Lump schon wieder mit seinem Gelde fertig?"



Rätsel-Ecke



Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a, a, bin, ce, dal, dam, de, de, den, e, e, e, en, fi, for, ga, gen, gin, hard, ja, kon, la, li, ly, ma, ma, mei, na, ne, ni, on, on, ra, re, ron, sen, si, ti, ti, u, um, zes, zit sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben.

Bedeutung der Wörter:

1. Hautflügler, 2. Quellengeister, 3. Geliebte des Simson, 4. Stadt in Holland, 5. Religiöse Bewegung im 16. Jahrh., 6. Fluß in Frankreich, 7. Geheimschreiber Karls des Großen, 8. südslawisches Gebiet, 9. Muse, 10. höhere Bildungsanstalt, 11. Kassenmanko, 12. Wort für Zugeständnis, 13. Stadt im Schwarzwaldkreis.

*

Zahlen-Diamant-Rätsel.

1
2 3 4
1 5 6 7 8
8 9 10
11

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, sodaß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Konsonanten, 2. eine römische Göttin, 3. einen Vogel, 4. eine Zahl, 5. einen Konsonanten. Die Buchstaben der Umrandung (von links nach rechts gelesen und zwar mit dem obersten Buchstaben, der zugleich auch als Schlußbuchstabe des Wortes Verwendung findet, begonnen) ergeben einen Feiertag.

*

Verwandlungs-Aufgabe.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Wird ein Komponist geschrieben;
Nimm dem Namen Kopf und Fuß —:
Wieder schafft ein Musikus.
Legst allein den Kopf du dran,
Hast du einen Sänger dann.
Ihn zu hören, dürfen wir
Niemals sein 1, 2, 3, 4!

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 265.

Unterstell-Rätsel:

En **T G** elt
O A se
We **T T** e
H **E S** sen
Ha **N S**
F U nd
R **E B** e
Wander **S T** ab

Totenfest — Bußtag.

*

Rechen-Aufgabe:

1040 Oelgemälde,
208 Aquarelle,
1248 Graphische Kunstblätter.
2496

*

Rätsel: Gans — Gas.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.